

Zur Bedeutung der Gegenwartsliteratur Lateinamerikas

Autor(en): **Siebenmann, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **54 (1974-1975)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Bedeutung der Gegenwartsliteratur Lateinamerikas

Durch den Zwang der Logik umfasst eine affirmative Aussage auch all das, was sie an Negationen stillschweigend impliziert. Auf unseren Titel bezogen heisst dies zunächst, dass wir die Bedeutung der Gegenwartsliteratur Lateinamerikas affirmieren. Als Begründung dieser Affirmation sind denn auch die nachfolgenden Ausführungen gedacht. Zunächst müssen wir aber vorwegschicken, was mit dieser Titelgebung nicht gemeint sein soll: Wenn wir von der Bedeutung der Gegenwartsliteratur Lateinamerikas sprechen, so werden dadurch weder dessen frühere Literatur noch die Gegenwartsliteratur Spaniens oder Portugals irgendwie gewertet. Vielmehr wollen wir eine weithin noch unbekannte literarische Breitenbewegung in der Neuen Welt beschreiben, dadurch eine hierzulande weitverbreitete Wissenslücke beheben oder auch ganz einfach auf einen erfreulichen kulturellen Tatbestand hinweisen.

Dazu bedarf das Wort «Bedeutung» einer Erläuterung. Natürlich ist es hier wertend gemeint und will besagen, dass diese Literatur Aufsehen erregt, dass sie Niveau hat, dass sie formenreich ist und vielstimmig, dass sie Aufschluss gibt und erwirkt über einen bisher überhörten Teil der Welt. Der herkömmliche Weg, um einen solchen Sachverhalt mitzuteilen und glaubhaft zu machen, wäre die Apologie, die Lobrede, die rhetorische Übertragung einer eigenen Begeisterung auf andere. Doch heute ist aus vielerlei Gründen unkontrollierte Begeisterung verdächtig oder einfach allzu leicht und vergänglich. Erkenntnis ist, so Habermas, weniger an Begeisterung als an Interesse gebunden. Allerdings, ein spezifisches, nämlich politisch-wirtschaftliches Interesse an Lateinamerika ist neuerdings weitverbreitet. Die Probleme und Konflikte jener Gesellschaften erschüttern heute das Weltgewissen. Die Motivation, nun auch zu besserer Kenntnis und Erkenntnis jener Verhältnisse zu gelangen, wäre demnach besser denn je. Und da die neuere Literatur Lateinamerikas sich gerade in diesem Spannungsfeld entwickelt hat, es somit widerspiegelt und mitprägt, hat auch sie teil an dieser weltweiten Aufmerksamkeit. Indes, gleichviel ob aus Begeisterung für eine originale oder aus Anteilnahme für eine geplagte Welt, zuverlässige Erkenntnis kann allein durch Beschreibung und Analyse gewonnen werden.

So müssen wir denn zuerst fragen, wie und wann eine Literatur bedeutend wird. Dazu möchte ich drei Sätze vorschlagen: 1. Bedeutend wird eine Literatur, wenn sie *repräsentativ* ist, das heisst wenn der verantwortliche Teil einer nationalen oder sprachlichen Gemeinschaft ihr als kulturelle Institution einen besonderen Rang zuerkennt, so dass Literatur zu einem Prisma wird, in dem sich das Selbstverständnis der betreffenden Gesellschaft bricht und ablesen lässt. Weinrich nennt dies die öffentliche Bedeutung von Literatur¹. 2. Bedeutend wird eine Literatur, wenn sie *kommunikativ* ist, das heisst, wenn sich die Prozesse literarischen Schreibens und Lesens innerhalb der Grenzen und über sie hinweg nicht nur frei und vielfältig, sondern auch im sozialen Sinne mehrschichtig, zugleich schnell und anhaltend sowie von Kritik begleitet vollziehen. Damit ist das angesprochen, was man gemeinhin das literarische Leben nennt, also die breite Beachtung einer ohne äussere Zwänge entstehenden Literatur durch ein lesendes und redendes Publikum, die Aktivität von Verlegern und Buchhändlern, das Niveau und Echo von Zeitschriften und Feuilletons. 3. Bedeutend ist und wird eine Literatur schliesslich dann, wenn sie *transzendiert*, das heisst wenn die literarische Produktion in Thematik wie Ästhetik auf den begrenzten kulturellen Horizont der eigenen Gesellschaft eingestellt ist, diesen aber zugleich überschiesst. Dies gilt grundsätzlich auch für Werke aus der Vergangenheit. Die Lesbarkeit lokaler oder zeitgebundener Literatur auf überörtlicher oder überzeitlicher Ebene verleiht ihr jenen Rang, den Goethe mit dem Begriff der Weltliteratur angesprochen hatte, den Hume mit historischer Dignität meinte. Wir wollen im folgenden diesen drei Bedingungen für Bedeutsamkeit im lateinamerikanischen Raum nachgehen.

Literatur und Identität Lateinamerikas

Die Institution Literatur wurde durch kulturellen Export aus den europäischen Mutterländern in die Neue Welt verbracht. Das koloniale und vor allem das postkoloniale Leben im romanischen Teilkontinent war – allerdings nur in den Städten – in hohem Grade literarisiert. In dieser Hinsicht sind die dort schaffenden Schriftsteller schon immer die Erben einer iberischen und französischen Tradition gewesen. Historisch betrachtet sind zu den herkömmlichen Gründen, die den sogenannten *letras* im iberischen Kulturbereich einen besonderen sozialen Rang zuerkannten, in Amerika noch einige entscheidende hinzugekommen. In den öden Weiten der dünn besiedelten und traditionslosen Lande wie in der Isoliertheit zunächst provinzieller Städte inmitten einer gewaltigen und ungezähmten Natur wurde

die Suche nach einem Selbstverständnis zu einer Lebensfrage, wollte man nicht in tierhaftes Barbarentum absinken. So können wir denn verfolgen, wie sich eine ganze Kette von Werken der Selbstbeurteilung herausbildete, die meist in Form von Essays weiten Einfluss auf das Denken und Empfinden und auch auf die Politik gehabt haben. Die weltanschauliche Richtung und der Tenor dieser Versuche haben stark geschwankt, ihre öffentliche Bedeutung jedoch war jeweils von konstanter Grösse. Von Alcides Arguedas («Pueblo enfermo», 1909) und seinem ethnischen Pessimismus über die Euphorie² von Ricardo Rojas («Eurindia», 1924) oder von José Vasconcelos («La raza cósmica», 1925) zur sozialkritischen Analyse von Carlos Mariátegui («Siete ensayos sobre la realidad peruana», 1928) und wieder zur zornigen Ausweglosigkeit zurück bei Ezequiel Martínez Estrada («Radiografía de la Pampa», 1933) führt eine Folge von Deutungen, die das geistige und politische Klima Lateinamerikas registrierten und zugleich beeinflussten. Durch ihren Zu- oder Widerspruch haben solche essayistische Werke für die geistige Integration dieses so ausgedehnten Gebietes mit seiner topographischen und klimatischen Vielfalt und seiner von Rassenmischung geprägten Einwohnerschaft in unserem Jahrhundert mehr erreicht als alle Staatsreden zusammen. Die wichtigste Rolle bei dem Prozess der Selbstbewusstwerdung dieser grossen Schicksalsgemeinschaft hat die Literatur gespielt.

Dafür kann man heute ein besonders eindrückliches Beispiel geben. Der Uruguayer *José Enrique Rodó* hat im Jahr 1900 seinen Essay «Ariel»³ veröffentlicht. Über Jahrzehnte hin bewirkte diese Schrift eine weite kontinentale Übereinstimmung hinsichtlich der eigenen kulturellen Position. Ariel, der lichte Genius aus Shakespeares «Sturm», wird hier zum Leitbild lateinamerikanischer Geistigkeit. «Ariel ist der Sieg der Vernunft und der Gefühle über die niedrigen Triebe der Unvernunft; er ist die grossmütige Begeisterung, der hochgesinnte Antrieb des Handelns, die Geistigkeit der Kultur, die Lebendigkeit und die Anmut der Intelligenz.» In Anlehnung an europäisch-humanistisches Kulturerbe bezieht hier ein Lateinamerikaner Front gegen den materialistischen Ungeist Kalibans, der angeblich die technisierte Zivilisation namentlich der nordamerikanischen Welt prägt. Diese klare Abgrenzung der Werthierarchien im angelsächsischen und im romanischen Amerika hat zugleich eine Einbindung des lateinischen Subkontinents in die abendländische Tradition gefestigt. Als Anschauungsmodell war dieses von Renan und Carlyle beeinflusste «arielische» Leitbild Ansatzpunkt aller Bildungsdiskussionen und Kulturanalysen über mehrere Jahrzehnte hin. Wer diesen Text nicht kannte, war für lateinamerikanische Kulturzusammenhänge schlechterdings unzuständig. In der Tat: im Abstand von siebzig Jahren wurden die inzwischen verschärften so-

zialen und politischen Spannungen erneut anhand dieser literarischen Figurengruppe aus Shakespeare gedeutet. 1971 hat der kubanische Dichter *Roberto Fernández Retamar* eine Gegeninterpretation vorgelegt, die sich anschickt, ebenso weit und nachhaltig zu wirken wie der kulturphilosophische Essay von Rodó. Retamars Schrift trägt den Titel «Caliban»⁴ und ist allein schon daher als Replik zu «Ariel» gekennzeichnet. Der kubanische Marxist nimmt eine interessante Umpolung vor: für ihn ist das Symbol des lateinamerikanischen Menschen nicht mehr Ariel, sondern eben Kaliban, der durch Prosperos Invasion seine Inselwelt verlor und zum Sklaven wurde. Nicht allein der Umstand, dass die Etymologie des Namens Caliban über die andere Variante Canibal (Kannibale) historisch in den karibischen Raum zurückweist, sondern die Opfersituation auch des Shakespeareschen Kaliban führt Fernández Retamar dazu, in diesem geschundenen, zum Untermenschen degradierten Wesen das Symbol des ausgebeuteten Lateinamerikaners zu sehen. Dabei erkennt er folgerichtig, dass die entscheidende Position nicht zwischen Ariel und Kaliban besteht, sondern zwischen diesen beiden Dienern einerseits und ihrem Herrn, dem mächtigen Zauberer Prospero. Kaliban wäre dabei der autochthone, erdverbundene Arbeitsmensch, währenddem Ariel, gleichfalls ein Sohn der Inselwelt, den Intellektuellen verkörpert. Ariel und Kaliban stehen in dieser neuen Konstellation als dialektisches Paar und gleichermassen entrechtet dem fremden Prospero gegenüber. Gleichzeitig wird in diesem Modell die von Rodó noch geschaute Einheit einer den Atlantik übergreifenden Romanität zerschnitten und die geistige Eigenständigkeit Lateinamerikas gegenüber dem Okzident postuliert. Auch Ariel ist nun ein Karibe. Die konfliktsituation, in der sich Kuba befindet, hat Fernández Retamar die Serenität vorenthalten, die wir bei Rodó heute noch bewundern können. Seine Schrift ist ebenso polemisch wie brilliant. Uns kommt es in diesem Zusammenhang darauf an, dass Fernández Retamar die von früheren Kulturanalysen wie José Martí, Vasconcelos oder Alfonso Reyes entworfene Definition Lateinamerikas neu versucht und die Identität dieses Kontinentes nicht mehr als Summe aller zusammengekommenen Einflüsse sieht, sondern als eine aus der Synthese hervorgegangene und nun selbständig weiter-schreitende Eigenkultur. Dieser Essay von Fernández Retamar hat nun wiederum über ganz Lateinamerika ein Gespräch ausgelöst, über alle Parteigrenzen hin. Namentlich die Jugend Lateinamerikas knüpft im Dissens oder im Konsens ihre kulturpolitischen Überlegungen an dieses abgewandelte literarische Modell.

Solche Versuche einer kulturellen Selbstdefinition können veranschaulichen, welche Rolle die Literatur in Lateinamerika spielt. Sie ist – gleichermassen wie die Sprache auf der elementaren Kommunikationsebene – in

ihrer Mittlerfunktion für eine Verständigung von hervorragender Bedeutung. Deshalb bietet diese Literatur, um mit einem Bild zu sprechen, auch für den Aussenstehenden ein Schauglas, das bei richtiger Einstellung der Optik Wesentliches über das Fremdland erkennen lässt.

Auf die lateinamerikanischen Verhältnisse trifft die 19. These von Harald Weinrich¹ nicht zu. Sie besagt, dass vermutlich die Literatur mit öffentlicher Bedeutung überladen wird. Diese These mag symptomatisch für die Einschätzung der Literatur im heutigen Deutschland sein. Die von Weinrich monierte Entfremdung zwischen dem literarischen Markt und den literaturwissenschaftlichen Bildungsinstanzen scheint in der Tat zu bestehen. Dort neigen Schriftsteller, Germanisten und Bildungsplaner dazu, der eigenen Literatur eine öffentliche Bedeutung abzusprechen, weil Literatur als Trägerin einer nationalen Ideologie herhalten musste. Für das heterogene Lateinamerika aber droht nicht die Gefahr einer nationalideologischen Verfestigung, sondern im Gegenteil das Verbleiben in chaotischer Dispersion. Für die Integration dieses weiten Kontinentes hat das Medium Buch Unschätzbare geleistet und leistet es auch heute noch, so dass die zu beobachtende Rangstelle der Literatur auch im heutigen Bildungswesen dort durchaus kein Unbehagen erwecken muss⁵.

Literarische Vitalität

Was das zweite Kriterium für literarische Bedeutsamkeit anlangt, die lebendige Präsenz der Literatur im täglichen geistigen Leben und den strömenden Kommunikationsfluss, so ist in den letzten zwei Jahrzehnten im Vergleich zu früher manches anders geworden. Spätestens seit der Mitte der sechziger Jahre herrscht Hochkonjunktur, man spricht geradezu von einem literarischen Boom. Wie hat diese Dynamik eigentlich eingesetzt? Ein greifbares Anfangsdatum wäre etwa der erste Kongress lateinamerikanischer Schriftsteller, der im Januar 1965 nach Genua einberufen wurde. Aber natürlich ist jenes Treffen selber schon Symptom und nicht auslösendes Ereignis, geschweige denn Ursache. Die dort versammelten Autoren und Verleger hatten schon viel früher, jeder in seinem Land, den Sog einer zunehmenden Bewegung verspürt. In der Tat sind seit Jahrzehnten die Zeichen zu beobachten: die sprachlichen Lockerungsübungen, die das spanische und portugiesische Idiom entsteiften; die erzähltechnischen Experimente in Anlehnung an Amerikaner und Europäer; der Drang, den gesellschaftlichen und politischen Schwierigkeiten etwas entgegenzuhalten, Taten oder Lösungen vielleicht, wenigstens aber einen Spiegel; dann die schmerzende Enttäuschung, sich zum Operationsfeld des Ost-West-Konfliktes degradiert zu sehen. Dazu kommt ein durch den

beschleunigten Informationsfluss und Reiseverkehr zunehmendes Gefühl der Nachbarschaft, ja der Schicksalsgemeinschaft über den Teilkontinent hin.

Insgesamt waren dies zunächst nur Voraussetzungen. Ihr erster Niederschlag wurde in den Zeitschriften und Literaturbeilagen der grossen Zeitungen sichtbar. Vorabdrucke neuer Texte, Interviews, Rezensionen schufen in den lateinamerikanischen Metropolen und im Ausland – das heisst in New York, Paris, London, Rom, Barcelona – jene erhöhte Aufmerksamkeit der literarischen Instanzen, die eine Breitenströmung im Geistesleben ankündigt. Dann erst folgte das Publikum, zögernd zunächst, dann aus Neugier dem Gerücht nachspürend. Die Werbung griff ein, beschleunigte den Absatz, und dann war der Boom da. Nie erträumte Auflageziffern liessen erkennen, dass in Lateinamerika ein Büchermarkt, der bislang auf eine dünne Leserschicht und auf übersetzte Literatur eingestellt war, sich gleichsam über Nacht gewandelt und immens erweitert hatte. Der grosse Bevölkerungsanteil einer inzwischen besser geschulten Jugend, auch die Alphabetisierungskampagnen, dann aber ganz allgemein die grosse intellektuelle Unruhe und gewiss auch die Befriedigung über eine kulturelle Eigenständigkeit haben offensichtlich zu einer tragfähigen Leserschicht geführt. Das Beispiel von Gabriel García Márquez mit seinem Roman «Hundert Jahre Einsamkeit» sucht seinesgleichen. Zwei Jahre nach dessen Erscheinen im Mai 1967 hatte die Editorial Sudamericana in Buenos Aires 200000 Exemplare der Originalausgabe abgesetzt, eine spanische Linzenzaufgabe von 50000 war vergriffen, eine kubanische von 20000 wurde in zwei Tagen vertrieben und in einer Volksausgabe von 100000 gleich nachgedruckt. Die Rechte wurden in fünfzehn Länder vergeben und inzwischen sind die Übersetzungen grösstenteils erschienen, mit vergleichbarem Erfolg. An diesem Beispiel lässt sich auch zeigen, dass die Sprach- und Kulturgrenze zwischen Brasilien und dem Spanisch sprechenden Teil Lateinamerikas plötzlich durchlässig geworden ist, denn García Márquez wurde auch in der portugiesischen Fassung zu einem Publikumserfolg. Und «Cien años de soledad» ist kein Einzelfall.

So ist ein eigentlicher Literaturbetrieb entstanden, mit allen seinen ökonomischen Folgen. Im Zeichen dieser Markterweiterung hat sich das Verlagswesen in Lateinamerika stark dynamisiert⁶. Der Vertrieb über die Ländergrenzen hinweg, die Abstimmung der Verlagsprogramme zwischen Mexiko und Buenos Aires, Montevideo und Caracas sind ein Novum, das auf einen fortschreitenden Zusammenschluss dieses Büchermarktes hindeutet. Insgesamt darf von einer auf Einzelländer beschränkten Betrachtung fortan nicht mehr viel erwartet werden, denn Lateinamerika hat jetzt eine kontinentale Literatur. Auch zu dieser Integration tragen die literarischen Zeitschriften entscheidend bei⁷.

Zu den historisch günstigen Umständen, zu den technischen Prämissen und zu den eigendynamischen Folgen dieser Konjunktur treten aber auch innerliterarische Erklärungen. Der tiefere Grund dafür, dass es dazu kommen konnte, liegt in einer veränderten, einer gegenüber der realistischen Abbildtheorie skeptisch gewordenen Kunstauffassung der Schriftsteller. Im 19. Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des 20. blieben die Intellektuellen jener Einzelstaaten weitgehend in einer epigonalen und imitativen Haltung gegenüber den europäischen Kulturen befangen. Dies gilt sogar für den hispanoamerikanischen Modernismo, obwohl er erfolgreich die ästhetische Ablösung vom alten Mutterland Spanien betrieb. Als nun die Europäer zum Bildersturm auf ihre eigene Vergangenheit ansetzten, als Dada, Surrealismus und andere Avantgarde-Strömungen einen absoluten Neubeginn setzen wollten, griff die Bewegung sogleich hinüber. Was sich seither auf dem Teilkontinent ereignete, ist die Genese einer neuen autochthonen Literatur. Im Unterschied zur Alten Welt, wo durch die ästhetischen Revolutionen nur die «verbrauchte» Garnitur der Leitfiguren zerstört worden war, wo die unausschöpfbare Tradition jedoch selbst für die Avantgarde «neue» Vorbilder zur Wiederentdeckung bereithielt, standen die Lateinamerikaner unvermittelt allein vor ihrer eigenen Welt mitsamt ihrer Vorvergangenheit und ihrer Andersartigkeit. Sie wurden seit den zwanziger Jahren gewahr, dass ihnen eine für die Binnenkommunikation geeignete Sprache noch fehlte. Das Spanische und das Portugiesische hatten sich seit der missratenen Aufklärung und nach einer verschleppten Romantik bis über die Schwelle des 20. Jahrhunderts hin möglichst nahe an die Tradition gelehnt. Zwei Idiome, deren Struktur an sich viel Beweglichkeit im Bau der Rede zuließ, deren Wortschatz nie einer rationalen Schlankheitskur unterzogen worden war, deren Sozialstufen immer kommuniziert hatten miteinander, waren in den Mutterländern durch eine starre Konvention zu einer immer weiter tradierten Stilnorm gezwungen worden, die man mit dem Zauberwort «castizo» an das Ethos nationaler Treue gebunden hatte. Die zehner und zwanziger Jahre brachten zwar auch diesseits des Atlantiks ein abenteuerlich freies Sprachverhalten der Dichter – es sei beispielsweise an Lorca und Pessoa erinnert –, aber die politische Entwicklung sorgte hier wieder mit Macht für die Präsenz der Tradition. In Lateinamerika blieb der freiheitliche Spielraum nach diesen Jahren des Umbruchs erhalten. Das nationalistische Streben dieser unsicheren Staaten nach kultureller Autonomie brachte deshalb selbst die anarchischen Neutöner in die Reihe der Patrioten und in den Genuss öffentlichen Wohlwollens. Das Neue verstieß nicht gegen das gute Alte, sondern half die kulturelle «Dependencia» überwinden.

Als bald stellte sich jedoch im Zuge dieser freudigen Selbstentdeckung

die Frage nach der kontinentalen Einheit dieser Kultur. Der Zwang zu solcher Einheitssuche ist eine unausweichliche Folge des rassistischen und kulturellen Synkretismus der lateinamerikanischen Welt. Wenn das Eigene sich schon nicht anders fassen lässt als im Gleichnis eines Verschmelzungsprozesses, so möchte man wenigstens das Mischungsergebnis synthetisieren können. Die Suche nach der möglichen Identitätsformel führte folgerichtig zu einer weitgehenden Ausblendung der Geschichte, und die ganze Kulturdiskussion wurde in höchstem Masse politisch. Die Frage nach dem gesellschaftlichen Auftrag des Schriftstellers, nach dem bei uns inzwischen ausdiskutierten Engagement, beherrscht nach wie vor die Kongresse, die Podiumsgespräche, die Hörsaaldebatten und feuilletonistischen Interviews. Dass der Marxismus unter den Intellektuellen bis hin zum Klerus weitverbreiteten Anhang findet, hat zeitweise die Illusion erweckt, eine Einheit dieser Literatur liesse sich in der gemeinsamen antiimperialistischen und sozialrevolutionären Haltung finden. Doch sogleich haben die besten unter den Autoren und Kritikern, auch wenn sie noch so entschieden für mehr soziale Egalität eintreten, unmissverständlich klargestellt, wo für sie die Grenze zwischen Propaganda und Literatur liegt. Wie sehr sich in diesem Punkt führende Autoren voneinander unterscheiden, das können interessierte Leser auch hierzulande nachlesen in den Werkstattgesprächen, die Günter W. Lorenz mit zwölf Autoren geführt hat⁸. Ein anderes Element tritt als Gemeingut deutlicher hervor. Ernesto Sábato, dessen Antworten allein etwa 85 Seiten dieses Buches füllen, sagt dort an einer Stelle⁹, er fasse den Schriftsteller auf als Zeugen und gewissermassen Buchhalter des menschlichen Gewissens. Dieser moralische und sozialhumanitäre Tenor ist überall in den Selbstäusserungen der Lateinamerikaner zu hören. Wer heute dort drüben schreibt und gelesen werden will, muss sein ganzes Sprachvermögen, seinen Erfahrungsvorrat und seine Gewissenskraft einsetzen zur Darstellung von Möglichkeiten (und Unmöglichkeiten) des Menschseins in schwierigsten Verhältnissen. «Grosse Literatur nenne ich jene, die sich die Erforschung der *conditio humana* vornimmt.» Gehen wir von dieser lapidaren Definition aus – auch sie stammt von Ernesto Sábato¹⁰ –, so hat Lateinamerika seit einigen Jahrzehnten eine grosse Literatur.

Weltliterarisches Niveau

Damit kommen wir zum dritten Kriterium für die Bedeutung einer Literatur, zur Latenz tieferer Sinngehalte. Die Einstellung der Thematik, namentlich im Bereich der Gattung Roman, auf die *conditio humana*, auf die aktuelle soziale Problematik, reicht dazu alleine nicht aus. Sie ist an sich keines-

wegs ein Privileg der Konjunkturbücher, der sogenannten *novela nueva*. Vielmehr können wir Anfänge dieser Ethik zurückverfolgen bis ins 19. Jahrhundert (Sarmiento); wir finden ein Streben nach Lebensmodellen oder -analysen im Roman vereinzelt schon seit den zwanziger Jahren. Neu ist an der *novela nueva* eine in Sprachführung und Romantechnik sich niederschlagende Veränderung der Erzählhaltung. Von der sprachlichen Erneuerung war schon die Rede. Mit ihr einher ging die Erneuerung der Erzählweise. Montage, innerer Monolog, Fragmentarismus und variable Erzählstandpunkte bewirkten eine Aktivierung des Lesevorgangs¹¹. Von größerer Wirkung war jedoch der neugewonnene Abstand zum sozialen Realismus sowie die Überwindung eines Erzählstandpunktes, der seinen Wahrheitsanspruch am Detail, am einzelnen Sonderfall oder an exotischer Extremlage erfüllen wollte. Die führenden Schriftsteller haben inzwischen erkannt, dass beim Erzählen eine Art der Strukturierung sich anbot, die tiefe Wurzeln in der indo-amerikanischen Tradition hat: das sogenannte mythische Erzählen. Durch die geeignete (überhöhte) Einstellung des Erzählers zu seinem Stoff wird dessen Projektion in das Grundmuster uralter menschlicher Mythen möglich, seien es abendländische wie die Odyssee oder auch autochthone, etwa aus der Mayakultur. Das Aufscheinen solcher humaner Archetypen an konkret lateinamerikanischen Stoffen und Figuren vermag, sobald man sie ahnt, das Eigengeschick im Geschick der Gemeinschaft aufgehoben zu zeigen. Octavio Paz, der mit Okzident und Orient so gut vertraute Mexikaner, hat für das Wesen der Lateinamerikaner das Verlangen nach Kult, Kunst und Gefühl als entscheidende Differenz gegenüber dem abendländischen Rationalismus erkannt¹². Die Ansprechbarkeit für Irrationales, für Mythen, Symbole, für stellvertretende Formwerdung eines Numens ist eine ethnische Disposition, die erst von den neuen Erzählern erkannt und genutzt wurde. Alegría, Asturias, Carpentier, Rulfo, Fuentes, García Márquez, Vargas Llosa, Roa Bastos, Sábato, Guimarães Rosa¹³ und andere haben vorgeführt, wie man neue Erzähltechnik dazu verwenden kann, dass hinter dem Vordergrund einer Geschichte ein Hintergrund tieferer Schicksalsmuster aufscheint. Durch diese gleichsam allegorische Aussage werden einige dieser *novelas nuevas* auch den Aussenstehenden, zum Beispiel uns Europäern, zugänglicher als bisher jene im Zeichen des Realismus immer zu violent und zu exotisch wirkende Romanwelt. Die Folge der neuen Erzählweise im Ausland (wenn wir einmal vom in dieser Hinsicht gestörten Verhältnis des deutschen Sprachraums zur Hispania absehen wollen)¹⁴ ist in der Tat eine bis dahin völlig ungeahnte und unerreichte Internationalität der lateinamerikanischen Literatur.

Nun scheint es, als wären dort erst heute die Voraussetzungen für eine bedeutende Literatur gegeben. Wahr ist in der Tat, dass sie sich als solche

erst heute selber zu erkennen vermag. Der vielberedete Boom besteht letzten Endes in dieser Selbstentdeckung. Sie wird bei der jüngsten Literatur nicht stehen bleiben. Es darf damit gerechnet werden, dass die nunmehr geweckte Aufmerksamkeit sich auch auf die eigene literarische Vorgeschichte verlagern und grosse Autoren, die nie über lokale oder nationale Wirkung hinausgelangten, aus ihrer unverdienten Provinzialität erlösen wird. Erst dann wird in vollem Umfang sichtbar werden, welche hervorragende geistige Rolle den Dichtern und Schriftstellern als Lotsen bei der langsamen Integration, bei der schwierigsten Kultur- und Rassenverschmelzung zukommt, die je in kontinentalem Massstab auf Erden versucht wurde. Europa muss sich von der Vorstellung lösen, Lateinamerika gehöre auch kulturell der entwicklungsbedürftigen Dritten Welt an.

¹Harald Weinrich, Kommunikative Literaturwissenschaft in: Literatur für Leser, Essays und Aufsätze zur Literaturwissenschaft. Stuttgart, Kohlhammer 1971, S. 7 bis 11. – ²Das allgemein optimistische Klima der zwanziger Jahre in aller Welt, aber auch der literarische Aufschwung der avantgardistischen Literatur mit Autoren wie Huidobro, Vallejo, Neruda oder Borges, gaben damals berechtigte Hoffnung zur Annahme, Amerika habe nun wirklich seinen eigenen Ton, seine autochthone Literatur gefunden. Diese kulturelle Euphorie, so zeigt sich inzwischen, war eine Folge europäischer Einschätzungen. Oswald Spengler und Graf Keyserling hatten dazu Anlass gegeben. Diese im Grunde konservativen Denker waren zu ihrer Zuversicht und Begeisterung für Lateinamerika gelangt, weil dessen exotische Komponente und primitive Vitalität ein reizvolles Gegenstück zu ihrer eigenen Europamüdigkeit darstellte. Spengler mit seiner Idee des Cäsarismus und der abendländischen Erneuerung durch Wiedererweckung des alten aristokratischen Geistes und der alten Monarchie fand eigentlich nur wegen seiner enthusiastischen Einschätzung Lateinamerikas dort ein Echo, wobei man ganz einfach die politischen Ansichten ausblendete. Graf Keyserling seinerseits glaubte an die bildende Kraft des Tellurischen, an den darwinistischen Stimulus dieser monströsen und grossartigen Geographie. – ³Eine k

mmen- tierte Ausgabe dieses Textes, der nie ins Deutsche übertragen worden ist, liegt seit einiger Zeit vor: José Enrique Rodó, Ariel, ed. by Gordon Brotherston. Cambridge, University Press 1967. – ⁴Roberto Fernández Retamar, Caliban, Mexiko, Editorial Diógenes 1971. – ⁵Dass literarisches Schaffen und öffentliche Bedeutung in Lateinamerika besonders eng zusammenhängen, könnte eingehender dargelegt und bewiesen werden. Es muss hier der Hinweis auf das Faktum genügen, dass literarischer Rang dortzulande in so und so vielen Fällen auch öffentlichen, politischen und repräsentativen Rang mit sich bringt. Jedermann weiss, dass die Dichter Lateinamerikas sehr häufig mit diplomatischen Aufgaben betraut werden. Der aussenpolitische Sinn oder Unsinn dieser Praxis steht hier nicht zur Diskussion, vielmehr wollen wir einfach festhalten, dass sich diese Nationen offenbar gern durch ihre literarischen Exponenten im Ausland vertreten wissen wollen. Alle drei bisherigen Träger des Literatur-Nobelpreises (Gabriela Mistral, Miguel Angel Asturias, Pablo Neruda) waren mit diplomatischen Missionen beauftragt worden. – ⁶Neben die alteingesessenen und verdienten Häuser wie Fondo de Cultura Económica in Mexiko oder Losada in Buenos Aires sind neue, zum Teil assoziierte Unternehmen getreten wie Siglo XXI in Mexiko oder Monte Ávila in Caracas. Der Gründer des letzteren, Benito

Milla, ist kein Neuling, er hatte schon vorher in Montevideo mit dem Verlag Alfa den Erfolg seiner Formel erprobt: eine Produktion von 10 bis 12 Titeln monatlich, in variabler Mischung Lateinamerikaner und übersetzte Ausländer, Belletristik und Essays, viel Sozialkritisches und vor allem blitzschnelle Übernahme der Bestseller aus allen Erdteilen. Milla hat sich 1970 von Monte Ávila getrennt und ebenfalls in Caracas den neuen Verlag Tiempo Nuevo gegründet. Edmundo Orfila, der gewandte, von Zentrum zu Zentrum nach Autoren spürende Leiter des Verlages Siglo XXI hat in drei Jahren 160 Titel herausgebracht. – ⁷Für ein breiteres Publikum sind die im Magazinstil aufgemachten *Veja* (Rio de Janeiro), *Panorama*, *Primera plana*, *Visión* (Buenos Aires) oder *Plural* (México) zugeschnitten, eher für Intellektuelle bestimmt sind Organe wie *Zona franca* (Caracas), *Diálogos* und *Deslinde* (México), *Amaru* (Lima), *Razón y Fábula* (Bogotá), *Orfeo* und *Mapocho* (Santiago de Chile), *Crisis* (Buenos Aires), *Cavalo Azul* (São Paulo) und zahlreiche andere von minoritärem, avantgardistischem oder lokalem Charakter. Die integrative Absicht kommt bei gewissen Zeitschriften schon im Titel zum Ausdruck. So definierte sich die in Buenos Aires und Paris redigierte (inzwischen eingegangene) Zeitschrift *Mundo nuevo* als *Revista de América Latina*. Als nützliches bibliographisches Periodikum erweist sich der nun seit über zehn Jahren bei Bowker/Argentinien in Buenos Aires erscheinende *Fichero bibliográfico*

hispanoamericano. Die Oktobernummer 1969 (Bol. 9, Nr. 1) war als Sondernummer dem verlegerischen Aufschwung in Lateinamerika gewidmet. – ⁸Günter W. Lorenz, *Dialog mit Lateinamerika*, Horst Erdmann, Tübingen/Basel 1970. – ⁹S. 47. – ¹⁰Ernesto Sábato, *El escritor y sus fantasmas*, Buenos Aires 1963, S. 162. – ¹¹Allerdings wurde – ähnlich wie beim *nouveau roman* in Frankreich – gelegentlich die Grenze des Manierismus erreicht, wenn der Autor zu sehr auf die potentielle Internationalität hinzielte und das landeseigene Durchschnittspublikum vergass. Ein so kompliziert montierter Roman wie *La casa verde* von Vargas Llosa ist für Professionelle ein Leckerbissen, für den naiveren, an das Glück einer durchgezogenen Fabel glaubenden Leser jedoch eine Tortur. Man rückt deshalb von solchen formalen Exzessen auch in Lateinamerika wieder ab. – ¹²Octavio Paz, *Das Labyrinth der Einsamkeit*, Essay, aus dem Spanischen übersetzt und eingeleitet von Carl Heupel, Walter-Verlag, Olten 1970, S. 166. – ¹³Auskunft über diese Autoren und über ihre Werke, Hinweise auch auf die Edition deutscher Übersetzungen findet der Leser zuverlässig zusammengestellt in dem *Literaturlexikon* von Dieter Reichardt, *Lateinamerikanische Autoren*, Horst Erdmann, Tübingen/Basel 1972. – ¹⁴Zu dieser Frage vergleiche Gustav Siebenmann, *Die neuere Literatur Lateinamerikas und ihre Rezeption im deutschen Sprachraum*, Colloquium-Verlag, Berlin 1972.